

Die auswärtige Politik der Woche.

(Abgeschlossen am 12. November.)

Die Wähler von 1917 hatten in kindlicher Nachahmung der alten römischen Römer aus vorbestimmter Zeit, die einst nach der furchtbaren Niederlage von Cannae dem Feldherrn Terentius Barro entgegengezogen waren und ihn gedankt hatten, weil er nicht am Vaterlande verzweifelte, nach den Niederlagen der ersten Kampfwoche Glückwünsche an Cadorna geschickt. Wenige Tage später erhielt dieser Feldherr von dem Kriegsminister den „blauen Brief“ zugefand, dessen Inhalt einem Glückwunsch so wenig wie nur möglich ähnlich war: Cadorna werde es schmerzlich empfinden, die tägliche Fühlung mit dem Heere aufgeben zu müssen. Die letzte „Fühlung“ Cadornas mit dem Heere bestand in einem Befehl, den den zahllosen Fahnenflüchtigen den Tod androhte: kein einziger Fahnenflüchtiger, aber bezeichnend für die Zustände und die Stimmung im italienischen Heere.

Die Ratifizierung, die in Italien nach dem verordneten berufenen Verfahren in den ersten Tagen der deutsch-österreichischen Offensive herrscht, ist auch auf die Verbündeten des Landes übergegangen, deren Briefe zuerst die Bedeutung des Erfolges der Mittelmächte herabzudrücken versucht hatte. Einige Beispiele für den Stimmungswandel: das französische „Journal des Débats“ erklärt, es sei geradezu lächerlich zu sagen, daß der deutsch-österreichische Plan gescheitert wäre. Vielmehr hätten die Mittelmächte einen Erfolg erzielt, der wahrscheinlich ihre höchsten Hoffnungen übersteige. Der englische „Daily Telegraph“ meint, der Zustand sei für die Entente so kritisch, wie er seit den Tagen vor der Marne-Schlacht nicht gewesen sei. „Daily Mail“ veröffentlicht voll bitterer Ironie die durch die Ereignisse der letzten Wochen gründlich kriegsgegriffenen großbritannischen Prophezeiungen engl. Militärs und Staatsmänner; der baltische unter diesen Männern ist Sir Edward Carson, der am 21. Oktober, also gerade am Tage vor Beginn der Jassoff-Offensive, verkündete: Ich weiß bestimmt, daß Österreich sich weigert, weiter zu kämpfen. „Daily Chronicle“ spricht von einem Zusammenbruch der italienischen Armee und behauptet, daß unter Umständen ganz Oberitalien mit Ausnahme von Vigorini den Mittelmächten in die Hände fallen könnte. Noch pessimistischer über die Zukunft Italiens äußert sich die russ. Zeitung „Kownaja Sloba“, deren eben aus Italien zurückgekehrter Berichterstatter mitteilt, die Weigerungen der Soldaten weiterzukämpfen, die Erschießungen und Desertionen seien an der Tagesordnung; Italien stehe vor dem Grabe und könne schon aus Rohrmittelmangel infolge des U-Boottkrieges einen neuen Winterfeldzug nicht mehr ausführen. Dazu tritt noch der Kohlenmangel; nach dem „Corriere Economico“ sind in den Hauptstädten für die Kohlenzufuhr, Genua und Savona, in den ersten drei Vierteln des Jahres 1917 1,7 Millionen Tonnen eingeführt worden gegen 3,6 Millionen in der gleichen Zeit des Vorjahres. Deshalb finden Verteilungseinstellungen selbst bei Fabriken der Kriegsindustrie statt. Auch in anderen Entente-Ländern besteht Lebensmittelmangel. Senator Gomet spricht im „Petit Journal“ von der Gefahr einer Hungersnot für Frankreich im Winter, da die Ernte geringer sei als selbst die ärgsten Bestimmungen vorhergesehen hätten und die Zufuhren aus Afrika durch die U-Boote gefährdet wären. Die „Liberté“ befürchtet eine schwere Kartoffelmangel, da durch eine unter den Kartoffelbeständen ausgebrochene Krankheit ungeheure Mengen vernichtet wurden. In England besteht Mangel an Getreide und dürfte Rot an der dort viel mehr als Bedürfnis empfunden werden, als bei uns. Der „Express“ gibt Ankündigungen englischer Parlamentmitglieder wieder, welche die Rationierung der Lebensmittel für dringend notwendig erklären. Was Russland anbelangt, so meldet der „Tendard“ von der Front, der Hunger beruhe mit seinem Todeshauch bereits die Armeen; ein Ausweg erscheine unmöglich, da infolge der Anarchie auf dem Lande gewaltige Mengen von Getreide verbrannt oder auf andere Weise vernichtet worden seien.

Diese Anarchie wird durch die Vorgänge, die sich in den letzten Tagen in Petersburg ereignet haben, sicherlich nicht gemindert werden. Kerenski, den die Entente für einen Napoleon emporgelassen hatte, konnte nur napoleonisch reden, aber nicht napoleonisch handeln, und so ging es mit Russland militärisch, wirtschaftlich und

innerpolitisch abwärts und deshalb konnten bei der allg. Unzufriedenheit die Bolschewiki in Petersburg ebenso leicht liegen, wie die Revolution im März über den Zarismus. Ein Teil des Landes, beispielsweise Sibirien, Kronstadt, Kiew, Kowno und Kasan, hat sich bereits für den neuen Umsturz erklärt. Trotzdem fühlen sich die A. und S.-Mächte, welche die ganze Nacht an sich gerissen haben, noch recht unwohl, wie ihre Kundgebungen beweisen. Kerenski ist ihnen aus Petersburg entwichen und sammelt Truppen, um Petersburg zurückzuerobern. Steigen wird in den zu erwartenden erbitterten Innerkämpfen derjenige, welcher nicht bloß die Energie des Wortes, sondern die der Tat aufzubringen vermag.

Diese Energie der Tat könnten die neuen Machthaber in Russland den Nordamerikanern absehen. Diese Beschützer der kleinen Nationen befehlen, ohne die der Wimper zu zucken, die Portugiesisch sprechenden Azoren und richten dort große Befestigungsanlagen ein. Einen recht hübschen Dampf haben aber die rücksichtslos amerikanischen Ueberpatrioten durch die Bürgerkriegsrevolte in New York erhalten. Der bisherige Bürgermeister Mitchell, der seine erneuerte Kandidatur völlig auf die Kriegsbegeisterung gestellt hatte, ist nämlich durchgefallen. Er hatte freilich das Unglück, den fürberühmten Großmann Theodore Roosevelt unterstützt zu werden. Trotz dieses „unlückigen Umstandes“ der Wahlniederlage beweist es doch einen gewissen Stimmungsumschwung, wenn in einer Hochburg des Chauvinismus, wie New York, ein Kriegsbefürworter wie John Burry Mitchell von der Bürgerkriegsrevolte abgelehnt worden ist. Beileidlich haben unsere glänzenden Siege in Italien einen gewissen Einfluß auf diesen Stimmungsumschwung gehabt.

! Unrecht Gut gedeihet nicht!

Der auf Geheiß und auf Drängen der Entente-Länder, besonders des großen Nordamerikaners, Bruders von Braxton, begangene Schiffsraub hat die erste kleine Zäune gefunden. Wie nämlich jetzt bekannt wird, sind die beiden brasilianischen Dampfer „Araucaria“, 2775 Br.-Reg.-T., und „Guaraná“, 6489 Br.-Reg.-T., der Torpedos unserer Unterboote zum Opfer gefallen. Es handelt sich hier um die früheren Dampfer „Eberstadt“ der Bremer Hansa-Linie und „Hohenstaufen“ der Hamburg-Amerika-Linie, die ein Alter von 11 bzw. 12 Jahren erreicht haben. So bedauerlich es ist, daß wir ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Unternehmungslust selbst auf den Grund des Meeres verschicken müssen, so ist doch diese Kriegsunfälle durch aus notwendig, ganz abgesehen davon, daß bei den häufigen Nachschubgrößen und dem häufigen Flottenverkehr der Nationalität der einzelnen Dampfer nicht auszumachen ist. Man darf ferner nicht dabei übersehen, daß diese Dampfer zweifellos vollbeladen von Brasilien unseren Feinden Rohstoffe und Lebensmittel, also Güter, die für die Kriegsführung unserer Gegner notwendig sind, zuführen wollten, und daß es unser Selbstverteidigungsbetrieb gebietet, den U-Boottkrieg auf das rücksichtslosste durchzuführen. Zu dem Schiffsraub, den alle diese kleinen weit vom Schuß stehenden Kräfte an unserer Handelsflotte begangen haben, kündigt der holländische Staatsmann Dr. Kuyper im „Eindhooft“ vom 1. November folgende Worte:

In Amerika, Afrika und Asien haben mehr als 1 1/2 Dutzend Staaten den Mittelmächten den Krieg erklärt. Man merkt von ihrer Kriegsführung aber nichts. Sie tun nichts anderes, als den in ihrem Lande wohnenden Deutschen und Österreichern das Leben so schwer wie nur möglich zu machen, und auf Handelschiffe, die in ihren Häfen eine Zuflucht gesucht hatten, Beschlag zu legen. Das findet aus zwei Gründen statt: Erstens, um Deutschland zur See so machtlos wie möglich zu machen; zweitens, um sich selbst eine prächtige Handelsflotte zuzulegen (drittens unter dem Druck der Entente, welche die deutschen Schiffe dringend gebraucht). Diese Nationen denken nicht daran, selbst den Kriegspfad zu betreten, sie haben den Krieg allerdings erklärt, haben aber keinen einzigen Mann und keinen Schilling dafür her. Sie leben genau so weiter wie vor der Kriegserklärung, die ganze Kriegserklärung gelangt nur, um den Raub der Handelschiffe zu fördern. Wie soll man ein solches Vorgehen anders nennen als einen Krieg der Diebe?

Dieses neutrale Urteil trifft den Nagel auf den Kopf, und es wird jedem Einsichtigen ohne

weiteres klar sein, daß für uns in diesem Kampfe, wo es um Sein oder Nichtsein geht, nur ein Grundgesetz ausschlaggebend sein kann, und der heißt: Siegen! Haben wir dieses Ziel erreicht, dann wird sich alles Weitere von selbst finden; dann werden wir unsere Rechnung auch den Staaten überreichen, die in dem „Krieg der Diebe“ etwas zu gewinnen hoffen.

Die feindlichen Luftangriffe auf das deutsche Heimatgebiet im Monat Oktober.

Berlin, 13. Nov. (BB.) Antik. Unsere Gegner benutzten die meist günstige Wetterlage im Oktober zu 19 größeren Angriffen auf das luxemburgisch-lothringische Industriegebiet. Von 14 Angriffen gegen die Städte Stuttgart, Trier, Koblenz, Dortmund, Lubingen, Frankfurt a. M., Birmasens, sowie mehrere Städtchen in der Pfalz, in Baden u. im Rheingau, bei den Angriffen auf die Industriegebiete an der Saar und Mosel ist der angerichtete Schaden durchwegs gering. Betriebsstörungen, wenn auch nur von kurzer Dauer, wurden nicht ein einziges Mal hervorgerufen.

Der lange Zeit vorher in der Auslandspress angelegte Rassenangriff auf West- u. Süddeutschland gelangte in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober bei sehr günstiger Wetterlage zur Ausführung. Dem Angriff fielen zwei Tote und 15 Verletzte zum Opfer. Im übrigen blieb er bis auf geringen Sachschaden völlig wirkungslos. Die anderen Angriffe auf das Heimatgebiet verursachten bis auf zwei leichte Beschädigungen an Bahngleisen keinerlei militärischen Schaden und nur unbedeutenden Schaden an Privathäusern. Durch die Angriffe wurden im ganzen hiesigen Personen getötet und 76 meist leicht verletzt, darunter vierzehn Kriegsangehörige. Trotz all diesen Angriffen beteiligte Flugzeuge wurden entweder brennend abgeschossen oder durch unsere Abwehrmaßnahmen zur Landung gezwungen. Ein feindliches Flugzeug, das sich völlig verirrt hatte, landete in der Schweiz und wurde interniert.

Den wirklichen Maßnahmen unseres Heimat-Luftschutzes ist es zu danken, daß auch in diesem Monat die Hoffnungen der Feinde auf die Herbeiführung feindlicher deutscher Städte und die Vernichtung der deutschen Rüstungsindustrie vereitelt wurden.

Unsere günstige militärische Lage.

BB. Leipzig, 14. Nov. Die „Leipziger R. A.“ schreiben: Mit dem Zusammenstoß der Armeen von Conrad und Brodowski wird sich die italien. Front um drei Viertel ihrer früheren Ausdehnung verkleinert haben. Das bedeutet, daß ein sehr großer Teil der Truppen, die auf diesem Kriegsschauplatz in Angriff oder Verteidigung tätig sind, als Armeekorps zu neuen offensiven Zwecken ausgeschoben werden können. Das Blatt berichtet dann, daß es aus sicherer Quelle wisse, daß die oberste Heeresleitung unsere militärische Lage heute als ebenso günstig beurteilt, wie es im August 1914 der Fall gewesen ist.

Der freigelegte Vormarsch in Oberitalien.

Trotz ungünstiger Witterung und schwieriger Wegeverhältnisse leiteten die Verbündeten ihren siegreichen Vormarsch im Gebirg fort. Eine Kesselstellung nach der anderen wurde genommen, eine Kanzerie nach der anderen erobert. Gonzalo ist in unserem Besitz. Auf den Siebengeirnen wurde der Monte Longara erklommen. Die Beute an Gefangenen, Kriegsgerät und Geschützen nimmt weiterhin dauernd zu. Den besiegten und verkleinerten Verbänden der Entente über die ungeheure große Bedeutung des siegreichen verbündeten Angriffs steht die Absehung Cadornas gegenüber, der in elf Monzschlachten als überlegener Führer gefeiert wurde.

Ganz Benegien preisgegeben?

Schweizer Grenze, 14. Nov. Der „Jüdische Tagesan.“ betont, es verdiene bemerkt zu werden, daß die Sabotageunternehmen, die nun täglich über die Ereignisse in Oberitalien ausgegeben werden, die Rüstungspläne der Alliiertenberücksichtigung fortwährend rückwärts andrängen. In den letzten Kommentaren wird bereits offen von der Preisgabe der ganzen Provinz Benegien, das wäre also im Süden bis zum Po und Westen bis zum Ausfluß des Minio aus dem Gardasee, gesprochen. Die besiegten Lager von Verona und Mantua hätten in diesem Falle die Aufgabe der neuen Front zu bilden.

Schweizer Grenze, 14. Nov. Der „Voll. An.“ schreibt, von acht Provinzen des Bundesstaats Be-

Was geschah vor einem Jahre?

16. Nov. Erfolgreicher Vormarsch in Rumänien. (3360 Gefangene.) Die russische Munitionsbasis in Aradangefallen in Glanmen.

17. Nov. Vergebliche Angriffe der Franzosen an der Somme.

nezen habe Italien bereits die größte, Udine, mit 6582 Quadratkilometern u. 628 000 Einwohnern vollständig verloren. Ebenso dürften die Provinzen Belluno und Treviso mit 3349 Quadratkilometern und 491 000 Einwohnern so gut wie verloren sein, während die Provinzen Venedig, Padua und Vicenza unmittelbar bedroht sind.

Gegen den Kanal-Tunnel.

Schweiz. Grenze, 13. Nov. Die „Neue Zürcher Zeitung“ meldet aus London: Das britische Kriegsministerium hat sich gegen die Ausführung des Kermelfanal-Tunnels ausgesprochen.

Unruhe in Japan.

Amsterdam, 14. Nov. Nach einem hiesigen Blatte meldet die Times aus Tokio: Die Nachrichten aus Japan haben in Tokio sehr beunruhigt. Die Börse stand stark unter dem Eindruck der Reueigkeiten. Graf Takashi hat die Minderheiten abgelehnt. Es wird allgemein angenommen, daß Japan, den Wünschen der Alliierten entspre-

chend, bandela werde (??) Die „Times“ im Gegenteil, daß Japan sich nunmehr von der Entente, deren Verträgen vor der Tür steht, abwenden wird.

Deutschland.

Reichstag.

Die nächste Sitzung des Reichstages findet, wie jetzt auch amtlich bestätigt wird, nicht am 22., sondern am 29. Nov. nachmittags 3 Uhr statt.

Dr. Friedberg bleibt Parteivorsitzender. Wie die nationalliberale Stimmengruppe mitteilt, wird der Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums, Dr. Friedberg das Amt des ersten Vorsitzenden im Zentralvorstand der nationalliberalen Partei Deutschlands beibehalten.

Pour le mérite.

BB. Berlin, 14. Nov. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht die Verleihung des Ordens Pour le mérite an Vizeadmiral Schmidt, Kapitän zur See Mannus v. Levetzow, Artilleriekapitän Hartenbach und Kapitänleutnant Adam. Wie die „Voll. An.“ erzählt, wurde Kapitänleutnant Robert Morath durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite ausgezeichnet.

Lokales.

Limburg, 13. November.

= Kampfflieger Fritz Ludwig t. Vor etwa acht Tagen brachten wir die Notiz, daß der Kampfflieger u. Flugzeugführer Fritz Ludwig, ein Sohn des Ehrenbürgermeisters Herrn Ludwig von hier, für hervorragende Frontflüge das Flugmeister-Abzeichen erhalten habe. Jetzt gelangt an die Angehörigen die erlöschende Nachricht, daß Flugmeister L. bei einem Nachflug abgestürzt ist und den Hingetod gefunden hat. Wie aus Kampffliegerkreisen der Angehörigen mitteilt, besaß die Formation in dem Verbleibenden einen ihrer tüchtigsten Flieger, der dem Vaterlande die wertvollsten Dienste geleistet hat. Bei der jüngsten Beschickung v. Dünkirchen u. den gut durchgeführten Operationen in Flandern nahm er mit seinem Kampfflieger hervorragenden Anteil. Ehre dem Andenken des tapferen Soldaten!

= Wichtig für Seereschiffe. Die Handelskammer zu Limburg (Rab.) macht darauf aufmerksam, daß das Kriegsministerium in diesen Tagen ein neues Verzeichnis der Beschaffungsstellen des Meeres und der Marine herausgegeben hat. Das Verzeichnis liegt bei der Geschäftsstelle der Handelskammer zu Limburg (Rab.) Josefstraße 7 zur Einsichtnahme auf.

= Das neue Preussische Fischereigesetz vom 11. Mai 1918. Das neue Preussische Fischereigesetz (Ausführungsbestimmungen) vom 29. März 1917. Gesetzverlag L. Schwarz u. Komp. Berlin S. 14. Dresden Strasse 80. Taschenformat Preis 1.45 M. Das neue Gesetz regelt den Fischfang — auch das Angeln — in ganz Preußen einheitlich. Es ordnet u. a. die Fischereiberechtigung, Ausübung der Fischerei, Fischereiberechtigungen und Erlaubnisse, die Art der Fischfangzeuge und den Schutz

Die Brillanten der Frau v. Drenstein.

Humoristischer Roman von Viktor Helling.

16) (Nachdruck verboten.)

„Das sagst du, Floboard, obgleich dein Regiment weit und breit den Ruf hat, daß es gesellschaftlich glänzend ist. Ich erinnere nur an unsere letzten Theaterabende. Das Fest war ja direkt wimmig!“

„Diese etwaige Reize Desks hängt von vielerlei ab“, sagte der Graf und blinzelte zu Herrn von Drenstein hinüber.

„Natürlich, natürlich“, antwortete dieser. „Ich werde berichten, wie ich alles dort antreffe.“

„Ob das unseren lieben Ebert sonderlich interessieren wird“, meinte Frau Gabriele, „ist fraglich, und ganz und gar nicht verstehe ich es, wie das mit den künftigen Reiseabsichtungen von Deska zusammenhängen soll. Unter Hans steht, wie es stets wohlüberlegt gefanden hat, trotz des dienstlichen Beters, den du hastest. Und auch dieser ist ja beboben. Bedäglich um dich von der Grundlosigkeit aller deiner neuerlichen Befürworte zu überzeugen, eile ich mit dir zurück. Mein Mann, lieber Ebert, hat nämlich jetzt einen ausgezeichneten Adjutanten.“

„Ja — doch —“ wehrte der Oberstleutnant ab. „Einen Herrn von Gösch, einen ungemein talentvollen jungen Mann.“

„Was, Drenstein? Ihr Adjutant ist das? Das haben Sie ja noch mit keiner Silbe gesagt!“

Der Oberstleutnant seufzte und zuckte mit den Schultern. „Ihm war die Gesprächswendung unangenehm.“

„Ja, kennst du denn den jungen Gösch?“ fragte Frau Gabriele ihren Ebert.

Der Graf merkte, daß er antworten mußte, wenn er nicht seiner Cousine Rede und Antwort stehen und sie zur Witwifin alles dessen machen wollte, was er vor einigen Tagen im Vertrauen dem Oberstleutnant gesagt hatte. Deshalb meinte

er: „Ne, ma chérie —“ „A bloß so 'ne Idee, die mir durch den Kopf schöß. Der Gösch, an den ich dachte, ist ja so ganz anders! Es gibt malenhaft Offiziere dieses Namens. Ra, und wenn Sie tüchtigen Adjutanten haben, Drenstein — um so besser! Und dann erhalte ich hoffentlich bald aus erster Hand das, um was ich Sie neulich gebeten habe — d. h. wenn's noch nötig ist!“ Er zwinkerte wieder mit den Augen. „Ich will wetten, daß Deska Geheimnisse hat. Weile, wie ein Mädchen hat sie sich fortgeschoben.“

„Da kommt sie!“ sagte Frau von Drenstein. Gerade begann drinnen im großen Speisesaal die Musikkapelle zu spielen. Vonlangsam Schritten setzten sich die einzelnen Gruppen in Bewegung, um ihre Plätze einzunehmen. Gabriele von Drenstein hatte die Bemerkung, daß man sich von verschiedenen Seiten nach ihr umschau. Man flüsterte, fragte. Sie kannte das. Das war die Wunderwirkung des Schmuckes, den sie trug. Vor diesem Glanze erloschten die Sterne der im übrigen reichlich geschmückten Damen der großen Welt. Und sie erlebte an diesem Tage noch die weitere Bemerkung, daß eine Frau Kommerzienrat Joffe, die sie kürzlich im Theater kennen gelernt hatte, den Umhängen die Geschichte des Schmuckes erzählte. Ganz deutlich hörte man Worte wie „Trousseau“ und „Aurora von Königsberg“ fallen. Frau Gabriele hatte sehr feine Ohren. Gewiß, der Brillantschmuck war schön, schön aber war seine Geschichte. Die Geschichte gab ihm den Reiz, der das Feuer erst im richtigen Lichte leuchten ließ.

Und da das Thema so gut wie gegeben war, so erzählte sie auch heute etwas vom Trousseau der „seligen“ Aurora. Deska schelte leise. Sie hatte die Geschichte schon so oft von den Lippen der Tante vernommen. Der Oberstleutnant hörte nicht zu, er wollte mit seinen Gedanken bereits über allen Bergen. Die alte Erzählung aber meinte: „Der schönste Schmuck, den unsere weitläufige Anverwandte besaß, war ihre Schönheit. Sollte sie sich die erhalten können, hätte sie gewiß mit tausend

Freuden ihr ganzes Geldverbe dafür hingegeben.“

„Was mich anlangt“, unterbrach Frau Gabriele die philosophische Betrachtung, „so würde ich die Brillanten nicht für eine Million hingeben!“

„Du hast's ja auch nicht nötig, habelte der Graf.“

X.

Egon von Gösch hatte, nachdem ihm Deska's Bilet überbracht war, zunächst verflucht. Deska noch zu sprechen. Ja, er hatte sogar anfangs die süße Absicht, bis in das Hotel vorzudringen, wo das geliebte Mädchen mit ihren Verwandten beim Diner saß. Er hatte noch zwei Tage bleiben und in dieser Zeit wenigstens noch ein kurzes Zusammensein mit Deska genießen wollen. Das war nun nicht möglich. Er mußte unbedingt schon in Preussisch-Frankenfeld sein, wenn sein Kommandeur dort eintraf. Gerade jetzt, da offenbar zwischen Oberstleutnant von Drenstein und dem alten Grafen über ihn gesprochen war, durfte er keinen Moment veräumen, sich bei seinem Kommandeur ins beste Licht zu setzen. Deshalb er aber, wenn der Oberstleutnant zu Hause eintraf, so würde das entschieden den Kommandeur verstimmen. Und das eben galt es zu vermeiden. War er doch nur auf Urlaub gefahren, weil er Herrn von Drenstein in der Ferne suchte. Jetzt lag ihm viel daran, den Kommandeur vor jenem zu erreichen, denn aus der Unmöglichkeit, mit der der Oberstleutnant vor seinem Urlaub alles bis ins kleinste mit ihm und dem stellvertretenden Regimentsführer besprochen hatte, was während seiner Abwesenheit zu tun und zu lassen war, hatte er zur Genüge die fast an Kranhaftigkeit grenzende Regelmäßigkeit und Bedauerlichkeit Drensteins kennen gelernt. Das gesamte Kommandeurkorps hatte sich nicht genug wundern können, daß der Mann überhaupt einmal ausspannte, denn er gehörte, wie viele Militärs, zu jenen Leuten, die sich für unerschütterlich halten. Und sicherlich würde der Oberstleutnant mit seinem ausgeprägten Verantwortungsgefühl es

bitter empfinden, wenn er seinen neuen Adjutanten nicht mehr auf dem Posten traf. Nein, er mußte sofort reisen, Tag und Nacht — und wenn es sein mußte, sogar den Versuch bei seinem Oberkommandeur lassen.

Aus diesen Erwägungen heraus — durchblüht er das Ausmaß und warf dann schnell einen Brief an Deska aufs Papier. Am nächsten Morgen wollte er den 10 Uhr-Bus benutzen, der hatte durchgehende Wagen bis Frankfurt. Er kalkulierte, daß Drensteins nicht so zeitig aufbrechen würden.

In letzter Hinsicht sollte er sich freilich getäuscht haben. Es wäre ein Haar zu einem engen Zusammentreffen gekommen. Der Omnibus, auf dem gerade die beiden Sandkoffer Egons ihren Weg gefunden hatten, und den er selbst nur deshalb nicht benutzte, sondern den Weg zur Station zu Fuß zurücklegte, dieser Omnibus hielt heute aus irgend einem Grunde vor dem Hotel an, aus dessen breitem Portal eben der Oberstleutnant und die kleine forpente Gattin traten. Nur flüchtig sah Egon noch einmal von fern die Geschiebe, dann mußte er schnell aufschreiten, denn eben stiegen schon Drensteins in denselben Wagen, den er eigentlich hatte benutzen wollen. Noch einmal winkte Komtesse Deska nach der Richtung, wohin der Wagen abfuhr, und der Oberstleutnant, der es genau sah, seufzte leise.

„Ein liebes, ein liebes Kind!“ sagte er. „Wenn man dieses Gesicht mit dem vielen Sonnenschein um sich gewöhnt ist, fällt einem das Weggehen doch schwer. Tragödien! Sieh nur, die Gute winkt immer noch!“

„Nein, Floboard, ich habe jetzt keine Zeit mehr, mich umzusehen. Ich dachte, wir hätten jetzt andere Dinge im Kopf. Oder war ich's etwa, die zu diesem nachlässigen Aufbruch drängte? Das bißchen doch wirklich die Taktiken verdrehen!“

„Das sage ich ja auch gar nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

